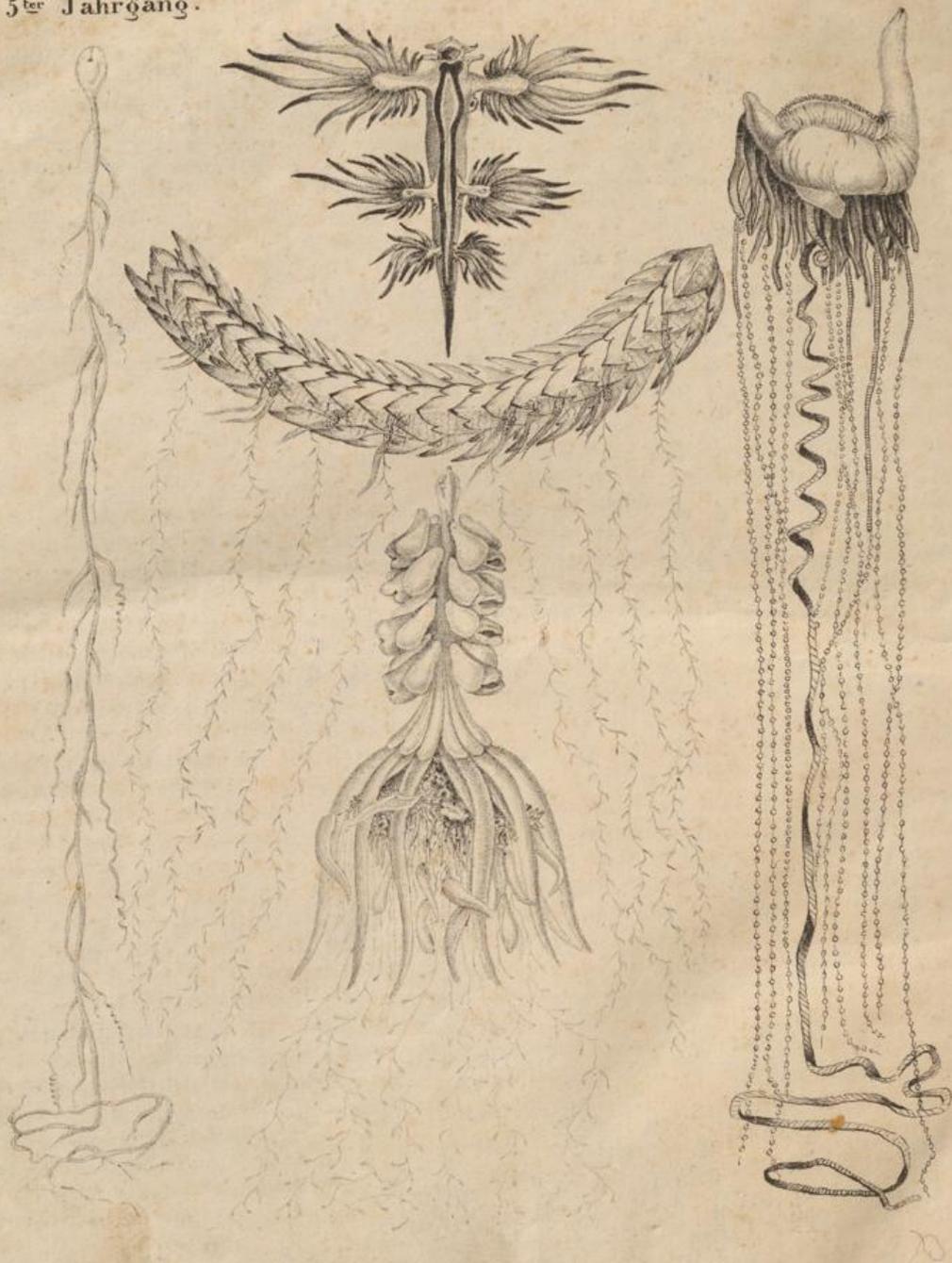


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1832**

50 (9.12.1832)



Mollusken und Zoophyten.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches jetzt auch in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jagend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sächs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

Mollusken und Zoophyten.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832, Tab. L.

Unsere Freunde haben vielleicht schon irgendwo gelesen oder gehört, daß die drei Reiche der Natur, das Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich, keineswegs so streng von einander geschieden und abgefordert sind, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte, sondern daß es Geschöpfe giebt, welche gleichsam einen unmerklichen Uebergang von dem einen zum andern bilden. Wer sollte z. B. die hier abgebildeten Wesen nicht eher für Pflanzen, als für Thiere halten? Und doch sind es Thiere; denn sie nehmen ihre Nahrung nicht durch Wurzeln, sondern durch einen Mund zu sich und verschaffen sich dieselbe durch Raub. Um aber doch zu bezeichnen, wie nahe sie dem Pflanzenreiche verwandt sind, hat man sie Zoophyten, d. h. Pflanzenthier genannt. Ihr Leib gleicht einem Stiele oder Stamme, mit dem einige Arten derselben auf irgend einer Oberfläche gezwungen oder beliebig feststehen, andere auch frei im Meere umherschwimmen. Die letztern hat man Mollusken (von mollis, weich) genannt, weil sie bloß aus einer weichen gallert- oder nervenartigen Masse bestehen. Ihre Mundöffnung ist mit langen Fühlfäden umgeben, welche sich ast- oder strahlenartig ausbreiten und zugleich als Fangarme zu Erhaschung der Beute dienen. Ihre Fortpflanzung geschieht entweder durch Sprossen, indem das Junge wie ein Zweig aus dem Stamme des alten Thieres herauswächst und sich dann abtst, oder durch Theilung, oder durch Eier.

Die Zoophyten finden sich in allen Meeren der Erde, und es giebt eine Menge verschiedener Arten derselben, von denen wir hier einige der merkwürdigsten abgebildet haben und nun näher beschreiben wollen.

1) Die Physale (zur Rechten unserer Platte) oder große Seeblase schwimmt vermittelst einer häutigen Blase auf der Oberfläche des Meeres. Ein häutiger, gefalteter Kamm, der sich längs der Luftblase erhebt, bildet ein wahres Segel, dessen Größe das Thier nach Belieben und nach der Stärke oder Richtung des Windes abändern kann. Daher ist es unter den Seefahrern mit dem Namen Fregatte oder Galeote bezeichnet. Die Physale ist ein falsches Thier; sie streckt gewöhnlich auf der Oberfläche der Wellen zahlreiche, mehrere Fuß lange Fühlfäden aus, welche einem Rosenkranze gleichen und von prächtig blauer Farbe sind, und wehe der Hand, die sie ergreifen will! Ein unerträgliches Brennen, Hitzblattern, welche gewöhnlich bis gegen dreißig Stunden die heftigsten Schmerzen verursachen, und eine Art Stumpfheit in den Gliedern sind die augenblickliche Wirkung der geringsten Berührung. Mit dem feinen Gifte ihrer Fühlfäden betäubt die Physale oft 3 bis 5 Zoll lange Fische und verzehrt sie dann mit den Saugwerkzeugen, welche an dem untern Theil der Luftblase hängen und von den Fühlfäden umgeben sind. Es findet sich dieses Thier an den Küsten von Neuholland.

2) Der geißelförmige Glaukus, (oben in der Mitte der Platte) ist ein artiges Thier, von schönem Ultramarinblau mit einem silbernen Band auf dem Rücken. Ihre ästigen, wie niedliches Ge-

sträuch gestalteten Keime dienen ihr zugleich als Stofffedern und Lungen.

3) Die Stephanomie (gleich unter dem vorigen) luftwandelt gleich einem schönen lasurblauen Blumenkranz von Krystall auf dem Meere umher; ihre rosenfarbenen Fühlstangen suchen unter ephreuhähnlichen Blättchen nach der Beute. Ist diese gefunden, so zieht sich das Thier zusammen, und bildet eine Art von Kreis um das eroberte Futter. Tausend Saugwerkzeuge schießen unter den Blättchen hervor und verschlingen in wenig Augenblicken die größte Beute. Mitten in der Finsterniß leuchtet die Stephanomie, und erscheint dann wie eine schöne Guirlande von Flammen und Phosphor auf dem Meere.

4) Die Phosphoren (zur Linken und unten in der Mitte der Platte) sind weiche, mit den schönsten Farben bekleidete Thierpflanzen, deren Körper sich mittelst einer kleinen, mit Luft angefüllten Blase, in Gestalt einer Olive ähnlich, auf dem Wasser erhält. Will das Thier untertauchen, so läßt es die Klappe fallen, die Luft zieht sich aus der Blase, die Schwere des Körpers vermehrt sich, und er sinkt unter. Will es wieder heraufkommen, so scheint eine neue Blase von Luft sich augenblicklich zu bilden, die Klappe öffnet sich, und der Phosphor erscheint wieder über dem Wasser.

Die Fischerin.

In Schottland ist ein Dorf, das Gourloch heißt. Es liegt am Ufer einer schönen Bucht, ungefähr drei Meilen von der Stadt Delingburn, und wird größtentheils von Fischern bewohnt. In den Sommermonaten besuchen es viele Fremde, die dahin kommen, um zu baden, und dann Wohnungen bei den Fischern nehmen.

Kein Ort in Schottland, oder dem ganzen brittischen Reiche, hat vielleicht eine so schöne Lage wie Gourloch. Vom Gipfel eines Hügel, östlich, und nicht weit vom Dorfe gelegen, hat man eine Aussicht, wie sie einem in Gebirgsgegenden, wo dazwischen tretende Berge keine ausgedehnte Landschaft zulassen, selten zu Theil wird. Was man hier sieht, gleicht den Wogen eines wildbewegten

Meeres, denen ein Zauberer geboten, mit einem Maste still zu stehen, und sich mit Gras und Bäumen, Blumen und Moos und Kräutern zu bedecken; nicht blos Berge hinter Bergen, der reichste Wechsel von Wiese und Wald, Ebenen und sanfte Höhen, Häusergruppen und einzelne Wohnungen, bieten sich dem Auge.

Als ich auf einem Ausfluge in die westlichen Gegenden Schottlands jenen Hügel zum ersten Male besuchte, hatte ich mich, müde vom Aufsteigen, auf einen losgerissenen Felsblock gesetzt, aus welchem Menschenhände einen Sitz geformt, und auf dem ich in roh ausgearbeiteten Zügen die Worte: „Ruhe aus, und sey dankbar!“ eingegraben fand. Die Natur, als sey sie, stolz auf ihre Schönheit, Willens gewesen, dem Wanderer einen Fingerzeig zu geben, hat diese Felsentrümmer gerade an eine Stelle geschleudert, wo das Auge in allen ihren Reizen schwelgt, und ich war so verloren im Anschauen, daß ich einen ältlichen Mann, der kurz nach mir den Hügel heraufgekommen war und sich neben mich gesetzt hatte, kaum gewahr ward. Er grüßte mich jedoch und weckte mich aus meinen Träumen. Sein Aeußeres war ernst und rechtlich; man sah ihm den Seemann auf den ersten Blick an. Ich hielt ihn für einen der wohlhabenden Fischer aus dem Dorfe, der sich durch die Mühen und Anstrengungen des Jugend- und Mannesalters Ruhe und Behaglichkeit für den Abend seines Lebens errungen hatte, und eine kleine Pause in den Beschwerden des Lebens, die ihm Zeit ließ, um sich zu schauen vor der hereinbrechenden Nacht, hier an dieser Stelle zu seiner Erholung noch benutzen wollte.

Wir wurden gar bald vertraut, und ich fand, daß er wohl gewußt, was er gewollt auf seiner Pilgerschaft. Er erzählte mir Mancherley von seinem Dorfe und Sagen der Umgegend, und wollte meine Zweifel an Ahnungen bestreiten. „Habt ihr's denn nie erfahren, lieber Herr,“ das waren seine Worte, „wie zuweilen ein Gedanke unser Hirn, oder ein Gefühl unsere Brust durchfährt, gleich dem Windeshauche, der über unsere Wangen gleitet, und von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt, noch wohin er geht? Der Wind zieht vorüber, und läßt keine Spur zurück; nicht also ist es mit jenen Gefühlen und Gedanken: die werden zu wirklichen Dingen; Beweg-

gründe zu Handlungen, Fäden im Gewebe menschlicher Schicksale."

Ich konnte ihm das nicht abläugnen; war ich doch selbst mehr als einmal in meinem Leben Zeuge von sehr ernstern Ereignissen gewesen, zu denen sich kein anderer Grund, als jenes Vorgefühl des Herzens, jener unbestimmte Geisterblick in die Zukunft angeben ließ. Des alten Mannes Bemerkung schien mir durch einen besondern Umstand erzeugt — ich äußerte meine Meinung.

„Ihr habt ganz recht,“ erwiderte er, „jetzt, wo ich die Gewässer dort unten in der Bucht so ruhig schlummern sehe, erinnere ich mich eines Vorfalles, der sich vor nicht gar langer Zeit ereignete, und woran mir das Andenken noch auf dem Herzen lastet gleich einem Mühlsteine.“

Ich bat den Alten, mir zu erzählen, und rückte ihm näher, um besser zu hören; ohne sich nöthigen zu lassen, gab er mir folgende Geschichte zum Besten.

„Vor ungefähr sechs Monaten hatten wir eine Hochzeit im Dorfe — ein hübscheres Paar hatte ich nie trauen sehen. Herr Douglas war der Sohn armer Aeltern, hatte es aber in unserm Dienste bis zum Officier gebracht, ich glaube er war Fähndrich gewesen. Sein Regiment war beim Frieden aufgelöst worden und er wieder zu uns gekommen, denn es gefiel ihm nirgends besser, als bei uns, und er lebte von seinem Halbsolde und dem, was er sonst erübrigt hatte, so gut es gehen wollte. Jeanie Stuart war die schmuckste Dirne im Dorfe, und gut und sanft wie ein Engel. Sie hatte Vater und Mutter verloren und wohnte bey ihrem Oheim, einem Fischer, wie wir alle sind, der ihr Obdach gab; für das Uebrige sorgte sie selbst, denn sie war sehr geschickt mit der Nadel, und fand in den Familien, die zur Sommerszeit wie die Holzwürmer aus den Winkeln und Löchern der großen Städte kriechen und zu uns kommen, um sich im prächtigen Meere zu waschen, vollauf zu thun. Sie war so freundlich und still, so anständig und wohlherzogen und dabei so lieblich anzusehen, daß selbst jene Weberstuhl- und Zuckerfässer-Noblesse kein Bedenken trug, sie unter sich aufzunehmen. Ohne es selbst zu wissen, und vielleicht ohne es zu wollen, behandelten sie Jeanie wie ihres Gleichen.

„Jeanie und Herr Douglas wurden bald bekannt, und das Ende davon war, daß sie sich heiratheten. Sie wohnten in einem Hause, das Herr Douglas gekauft hatte, sehr ihr, Herr, dort unten, gerade wo die hervorragende Landspitze einen Winkel in der Bucht bildet, und lebten sehr glücklich. Der armen Jeanie war es oft hart angekommen, unter den Städtern zu leben; sie war so hochherzig, so fromm und mild, und die vornehmen Leute sind oft ganz das Gegentheil. Manche langweilige Stunde hatte sie unter ihnen sitzen und ihr thöriges Thun mit ansehen müssen, und sich vergebens nach Einsamkeit gesehnt, und dem Troste ihres eigenen Gemüthes. Jetzt hatte sie einen Gefährten, der ihr gleich fühlte, dessen Ueberlegenheit an Geist sie mit Stolz erfüllte, mit jenem Stolz, der dem Herzen des liebenden Weibes so wohl thut, und es erhebt über die Gespielinnen. Während der Kriege in fernnen Landen hatte Herr Douglas die Welt gesehen; er verstand die Sprachen fremder Völker, und wußte viel von ihren Sitten zu erzählen, und wie sie leben. Wenn er sprach, vergieng die Zeit, ohne daß man es gewahrte, und Jeanie lauschte seinen Worten wie der Rede eines Propheten; sie hing an ihm, wie das Geisblatt am Stamme des Fruchtbaums; er war ihr der erste und liebste unter den Menschen. Was ihm Freude machte war ihre Lust, seine Sorge ihr Kummer, sein bloßes Wort ihr Geseg. Vor ungefähr vierzehn Tagen klagte sie eines Morgens, gleich nach dem Aufstehen, über große Müdigkeit und eine Anwandlung von Kopfschmerz; sie war traurig und niedergeschlagen, und Herr Douglas redete ihr zu, sich wieder niederzulegen, weil er hoffte, längere Ruhe werde sie heilen. Sie sagte, sie würde es thun, und da er etwas im Dorfe zu besorgen hatte, ging er aus. Als er zurück kam, fand er sie noch auf derselben Stelle, wo er sie verlassen hatte, am Tische am Fenster, den Kopf auf ihre Hand gestützt; sie versicherte ihm jedoch, sie fühle sich besser und es fehle ihr nichts mehr. Herr Douglas that, was wir Alle thun, er gieng fischen, strickte Neze und besserte die zerissenen aus. Er glaubte Jeanies Versicherung, und sagte ihr, er habe versprochen, einige junge Leute aus dem Dorfe auf einem Fischerzuge in die hohe See zu begleiten, und werde erst den folgenden

Tag zurückkommen. Sie blickte ihn lange mit einem Ausdrücke der Verwunderung an, als verständte sie ihn nicht, und als er ging, sein Geräch zusammen zu suchen, beobachtete sie sein Thun, als begriffe sie nicht, was er vorhabe. Aber als er kam, Abschied von ihr zu nehmen, schlang sie ihre Arme mit Hefigkeit um ihn, hielt ihn fest, und wollte ihn nicht fortlassen; doch sprach sie nicht.

„Was ist dir, Jeanie?“ fragte Herr Douglas, „was hast du?“

„Bleib heute bey mir,“ sagte sie endlich nach langem Zögern, „geh' diese Nacht nicht fort, nur diese Nacht nicht. — Sieh, ich fordere so selten etwas von dir, schlage mir diese Bitte nicht ab; morgen will ich dich nicht aufhalten, nicht einen Augenblick.“ Herr Douglas forschte nach dem Grunde ihres Begehrens: sie konnte ihm keinen andern angeben, als eine unbeschreibliche Angst, die ihr das Herz zusammenschnüre, eine Beklemmung der Brust und eine Traurigkeit, wie sie noch nie gefühlt in ihrem Leben.

Ihr Mann suchte ihre trübe Stimmung wegzuzuscherzen; als sie aber auf ihrer Bitte beharrte, ward er fast ärgerlich; er warf seine Reize über die Schulter, küßte sie und gieng.

Jeanie blieb einige Minuten lang unbeweglich auf der Stelle stehen, wo er von ihr geschieden, und blickte farr nach der Thüre, durch die er gegangen war. Sie zitterte, wie das Laub, das der Wind bewegt, aber sie bekämpfte ihr Zagen, ließ sich auf ihre Kniee nieder, strich das verworrene Haar sich von der Stirne, und indem sie Hand und Auge zum Himmel erhob, flehte sie zu Gott im Gebet, ihren Mann zurück zu führen in ihre Arme vor Einbruch der Nacht. Ergebungsvoll, wie der Erhörnung gewiß, senkte sie das Haupt auf die Brust und stand auf; Ruhe lehrte in ihr Herz zurück, und ein Lächeln glitt über ihr Antlitz, wie ein Sonnenstrahl, der den Spiegel des Meeres erhellt. Als wäre ihr nichts begegnet, gieng sie an die gewöhnlichen Geschäfte ihres Haushalts und schien so unbesorgt wie sonst.

Früh war das Wetter schön und still gewesen, aber der Tag ward schwül, und gegen Mittag fing

es an zu wehen, so daß alte Seefahrer voraus sagten, es werde Sturm geben, noch ehe die Nacht anbräche.

Der Wind war jedoch so wüthig gewesen, daß wir uns trösteten, die Fischerböte die ausgelaufen, würden nicht weit genug gelangt seyn, um vom Sturme zu leiden, und umkehren, wenn sie die Vorzeichen am Himmel sähen.

Aber wie der Abend näher rückte, nahm auch der Wind zu, und ein Wetter zog heran, wie wir es seit langer Zeit in dieser Gegend nicht erlebt haben. Die Schiffe, die in der Bucht lagen, wurden von ihren Ankern gerissen, und scheiterten an den Klippen: was sich nur Lebendiges auf dem Meere befand, eilte dem Hasen zu, den es zunächst erreichen konnte. Männer, die auf dem Wasser heimisch waren, wie auf der festen Erde, und den Sturmwind hatten pfeifen hören von ihren frühesten Tagen, wurden kleinmüthig, und die Weiber brachen in ein Jammergeschrei und Wehklagen aus, denn die meisten hatten Verwandte unter den jungen Leuten, die sich noch auf dem Meere befanden. Sie drängten sich zu einander in der Verwandtschaft ihres Kummers, und achteten Sturm und Regen nicht. Da war nur eine, die der Nachtsturm nicht schreckte, die ihr Haus nicht verließ, und des Trostes der Menschen nicht bedurfte. — Es war Jeanie. Zuweilen wohl lauschte auch sie dem Brausen des Meeres, das in Zwischenräumen ihr Ohr erreichte, gleich der Stimme des Wassergeistes, und legte auffahrend ihre Arbeit bei Seite; aber dann gedachte sie ihres Gebets zu dem, der die Zügel des Sturmwindes in seinen Händen hält, und auf dessen Geheiß das Loben des Meeres sich legt. Der Trost, der in jenem Augenblick heiliger Erhebung ihr Herz erquickt, wie Himmelsstau ein versengtes Land, erhielt sie aufrecht; „Gott kann nicht lügen,“ sprach sie zu sich selbst, und beschwichtigte das weibliche Zagen ihres Busens durch den Glauben; — der Anker ihrer Hoffnung ruhte im Himmel, kein irdischer Sturmwind konnte ihn verrücken.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der G. F. Müller'schen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

